

Bildung und Sport

Annette R. Hofmann
Michael Krüger *Hrsg.*

Olympia als Bildungsidee

Beiträge zur olympischen Geschichte
und Pädagogik



 Springer VS

The Springer logo, which is a white chess knight piece on a pedestal, followed by the text 'Springer VS' in a white sans-serif font.

Bildung und Sport

Schriftenreihe des Centrums
für Bildungsforschung im Sport (CeBiS)
Band 2

Herausgegeben von
Michael Krüger
Nils Neuber

Bildung und Sport

Band 2



Herausgegeben von

Michael Krüger

Nils Neuber

Das Bildungsthema gehört zu den zentralen Herausforderungen moderner Gesellschaften. Bildungsstandards, Bildungsnetzwerke, Bildungsmonitoring u.v.m. sollen nach den ernüchternden Ergebnissen der PISA-Studien zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu einer Qualitätssteigerung des deutschen Bildungssystems beitragen. Dabei geht es um mehr als nur eine erneute Bildungsreform. Sichtbar werden vielmehr die Konturen eines umfassenden und grundlegenden Strukturwandels des Erziehungs- und Bildungssystems. Von Sport ist in diesem Zusammenhang allerdings selten die Rede. Dabei ist die pädagogische Bedeutung von Bewegungs-, Spiel- und Sportangeboten unstrittig. Bildungsprozesse blieben unvollständig, würden sie körperlich-leibliche Dimensionen des Lernens ausblenden. Mit der Reihe „Bildung und Sport“ sollen die Bildungspotenziale des Sports vor dem Hintergrund aktueller Bildungsdebatten ausgelotet werden. Dabei wird eine sozial wissenschaftliche Perspektive eingenommen. Die Reihe eignet sich insbesondere für empirische Forschungsarbeiten mit pädagogischer, soziologischer und psychologischer Ausrichtung. Darüber hinaus werden theoretische Arbeiten zur Bildungsdiskussion im Sport berücksichtigt.

Das Centrum für Bildungsforschung im Sport (CeBiS) ist ein Forschungsverbund, der am Institut für Sportwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster angesiedelt ist. Der Forschungsverbund zielt auf die Förderung schulischer und außerschulischer Bildungsforschung im Sport.

Annette R. Hofmann
Michael Krüger (Hrsg.)

Olympia als Bildungsidee

Beiträge zur olympischen
Geschichte und Pädagogik

Herausgeber

Prof. Dr. Annette R. Hofmann
Pädagogische Hochschule Ludwigsburg
Deutschland

Prof. Dr. Michael Krüger
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster, Deutschland

ISBN 978-3-531-19551-3

ISBN 978-3-531-19552-0 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-531-19552-0

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

Zur Einführung 7

Ommo Grupe

Die Olympische Idee ist eine „Erziehungsidee“ 9

Michael Krüger

„The winner takes it all“

Sport zwischen wertorientiertem Leistungsstreben

und Siegen um jeden Preis 23

Historische Aspekte

Emanuel Hübner

Gedanken über den Einfluss der Antike auf die

Olympischen Spiele der Neuzeit 37

Alexander Priebe

Was ist „olympischer“ Sport? – Ein historischer Überblick 61

Karl Lennartz

Die Geschichte der Olympischen Ringe 69

Heike Tiemann

Vom „Versehrten Sport“ zu den Paralympics:

Facetten der Entwicklung 97

Flavio de Almeida Lico | Katia Rubio

The Brazilian Position Considering the Boycott of the

1980 Moscow Olympic Games 113

Theoretische Aspekte und ethische Probleme der Olympischen Spiele – Frauen und Doping

Gertrud Pfister

Die „außer-ordentlichen“ Spiele: methodologische

Überlegungen zur historischen Forschung über Frauen

in der Olympischen Bewegung 135

Andreas Singler | Gerhard Treutlein
Historische und soziologische Aspekte abweichenden
Verhaltens im Spitzensport: Das Beispiel des Dopings
in der Bundesrepublik Deutschland. 157

Olympia für Kinder und Jugendliche – Olympische Jugendspiele

Michael Krüger
Vorbemerkungen: Olympische Jugendspiele –
ein neues Event auf dem Sportmarkt 185

Vera Nohse | Dorothee Steggemann
Die ersten Olympischen Jugendspiele in Singapur 189

Sven Güldenpfennig
Youth Olympic Games (YOG). Ein Fallbeispiel
bestreitbarer Sportpolitik 205

*Lawrence W. Judge | David Bellar | Jeffrey Petersen |
Elizabeth Wanless | Karin Surber | Erin Gilreath | Laura Simon*
Olympic Games Evolution: An Analysis of Personal and
Public Awareness of the Inaugural Youth Olympic Games 237

Natalia Camps Y Wilant | Annette R. Hofmann
„Olympia“ in der frühkindlichen Bildung:
Das Projekt „Kindergarten-Olympiade“ 249

Guy Ginciene | Sara Quenzer Matthiesen
Changes over Time in the 100-Meter Dash at the
Olympic Games 261

Ausblick

Sven Güldenpfennig
Die Höhen des globalen Olymp und die Mühen der bayerischen
Ebene. Zur gescheiterten Münchner Olympiabewerbung um die
Ausrichtung der Winterspiele von 2018. 277

Zu den Autoren 315

Zur Einführung

„Die Olympische Idee ist eine Erziehungsidee“, so lautet der Titel des ersten Beitrags in diesem Sammelband mit Beiträgen zur Geschichte und Pädagogik der Olympischen Spiele. Er stammt von Ommo Grupe, der dieses Konzept der Olympischen Spiele als Bildungs- und Erziehungsidee mit am nachhaltigsten vertritt. Anlass für diesen Band in der Reihe *Bildung und Sport* sind die gerade zu Ende gegangenen Spiele zur Feier der XXX. Olympiade in London. Das Thema ist jedoch klassischer Natur. Seit Pierre de Coubertin am Ende des 19. Jahrhunderts die Idee der Wiedereinführung Olympischer Spiele nach dem Vorbild der Antike entwickelt und dann in die Tat umgesetzt hat, beschäftigt diese Frage nach dem Bildungsgehalt und der Erziehungsidee der Spiele und des olympischen Sports generell die Philosophen und Pädagogen der Leibeseziehung und des Sports.

Bei den Olympischen Spielen selbst scheint diese Frage jedoch kaum eine Rolle zu spielen. Olympische Spiele werden in erster Linie als ein gewaltiges Medienereignis des Welt- und Spitzensports wahrgenommen, aber kaum als etwas „Bildendes“ oder „Pädagogisches“. Und doch ist dies der Fall: Olympia hat viel mit Bildung zu tun, und olympischer Sport ist ein pädagogischer Sport; und zwar sowohl dem Anspruch nach als auch in der Realität. In der Präambel der Charta des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) wird ausdrücklich auf den philosophischen und pädagogischen Kern der olympischen Bewegung Bezug genommen; und auch für Athleten und Millionen von Zuschauern wird bei den Spielen bis heute deutlich, dass es sich um mehr handelt als um ein großes Event, bei dem viel Geld investiert, verdient und umgesetzt wird, vielleicht noch am wenigsten von den Athletinnen und Athleten selbst. Olympia ist etwas Besonderes, ein besonderes (Bildungs-)Erlebnis. Es ist eine Art bildender Begegnung mit dem Besten, was der Sport zu bieten hat. Allerdings bleibt das nicht ohne Fragen und eine Menge Probleme. Einige davon werden in diesem Band angesprochen. Er versteht sich nicht als eine unkritische Hymne auf die olympische (Erziehungs-)Idee und Bewegung, sondern im Gegenteil als Impuls für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema „Olympia als Bildungsidee“.

Das Themenspektrum ist vielfältig. Es reicht von theoretischen, historischen und ethischen Aspekten bis hin zu konkreten pädagogisch-didaktischen Konzepten der olympischen Erziehung, von der Geschichte der Paralympics über Frauen in der olympischen Bewegung, die Dopingproblematik, olympische Symbolik und die Olympischen Spiele in der Antike bis zu gescheiterten deutschen Bewerbungen für die Ausrichtung Olympischer Spiele. Einen Schwer-

punkt des Bandes bilden die Olympischen Jugendspiele, die 2010 erstmals in Singapur durchgeführt und besonders in Deutschland intensiv und kontrovers diskutiert wurden.

Die meisten der in diesem Band zusammengestellten Beiträge gingen aus einer Ringvorlesung hervor, die an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg zum Thema Olympia als Bildungs- und Erziehungsidee durchgeführt wurde. Außer den deutschsprachigen Autoren ist es gelungen, Experten aus Süd- und Nordamerika zu motivieren, aus ihrer Sicht und in englischer Sprache Einblicke in olympische Fragestellungen zu geben.

Allen Autorinnen und Autoren sei herzlich gedankt, dass sie mit ihrem Artikel zum Gelingen dieses Bandes über „Olympia als Bildungsidee“ beigetragen haben.

Die Olympische Idee ist eine „Erziehungsidee“

Besonders häufig ist von der Olympischen Idee in den Jahren die Rede, in denen Olympische Spiele stattfinden, manchmal geschieht dies kritisch, öfter jedoch in Form von mehr oder weniger folgenlosen Bekenntnissen. Davon, dass die Olympische Idee eng mit der olympischen Erziehung verbunden ist, hört man dabei allerdings nur selten etwas; dies ist auch in diesem Jahr nicht anders. Tatsächlich jedoch muss – seit Coubertin – die Olympische Erziehung als wesentlicher Bestandteil der Olympischen Idee, sogar als ihr eigentlicher Sinn, begriffen werden, auch wenn man dies in der Öffentlichkeit und selbst im Sport so nicht sieht oder sehen will. Umso mehr besteht deshalb Anlass, sich mit ihr und ihrer Rolle in der Olympischen Bewegung wenigstens aus pädagogischer Sicht zu beschäftigen. Zwei Gründe legen dies vor allem nahe.

Ein eher allgemeiner Grund liegt darin, dass der olympische Sport, wie jede andere Form des Sports auch, in seiner Praxis erzieherische Wirkungen auf Handlungen und Einstellungen von Sportlern und Sportlerinnen hat, beabsichtigte und unbeabsichtigte, erwünschte und auch unerwünschte; das gilt auch für den Sport in der Schule. Da man nicht weiß, wie diese Wirkungen im Einzelnen aussehen und wie sie zustande kommen, ist es angebracht, sich mit den daraus resultierenden Fragen immer wieder zu befassen.

Ein anderer und noch wichtigerer Grund ist darin zu sehen, dass Coubertin, dem wir die Wiedergründung der Olympischen Spiele in der modernen Welt verdanken, die ihnen zugrunde liegende Olympische Idee ausdrücklich als eine Erziehungsidee verstanden wissen wollte. Folgerichtig wird deshalb in der „Olympischen Charta“ als dem „Grundgesetz“ der olympischen Bewegung, die sich bis heute auf Coubertin stützt, die pädagogische Bedeutung des Olympismus nachdrücklich hervorgehoben. Auch die einstimmig verabschiedete Schlussdeklaration des Olympischen Kongresses zur Jahrhundertfeier des Internationalen Olympischen Komitees 1994 in Paris enthält mehrere Aussagen, die die erzieherische Zielsetzung des Olympismus betonen und darauf verweisen, dass die Ausübung des Sports in Übereinstimmung mit den olympischen Prinzipien eine wichtige Form der Erziehung sei und dass sie deshalb entsprechend gefördert werden müsse. Damit wird unmissverständlich deutlich gemacht, dass die Olympische Bewegung für „ihren“ Sport nicht nur einen Erziehungsanspruch erhebt, sondern sich auch selbst einen Erziehungsauftrag erteilt; diese sollen auch nicht auf die sportliche Erziehung junger Menschen in Schule und Verein

beschränkt sein, sich vielmehr auf den ganzen Sport richten, zumindest soweit er sich olympisch nennt. Viele wird es allerdings überraschen, dass der olympische Sport tatsächlich so eng mit einer Erziehungsidee verbunden wird, das hätten sie nicht erwartet, zumal er sich bislang ja auch nicht gerade als pädagogisches Vorzeigemodell hervorgetan hat.

Für den deutschen Sport ist „Olympische Erziehung“ nicht neu. Schon das frühere Nationale Olympische Komitee hatte sie vor seiner „Verschmelzung“ mit dem Deutschen Sportbund (DSB) zum Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) 2006 als eine seiner Aufgaben angesehen. Der DOSB hat sie übernommen und sogar in seine Satzung geschrieben, sie darüber hinaus dem Verantwortungsbereich eines Vizepräsidenten bzw. einer Vizepräsidentin zugeordnet und in der Hierarchie seiner Verwaltung auf der direktorialen Ebene angesiedelt. Sie erhält damit – jedenfalls theoretisch – ein Gewicht, das sie bis dahin nicht hatte. Allerdings ist die praktische Umsetzung dieses Satzungsziels bis in die Verbände und Vereine hinein bislang nicht gelungen. Sie ist allerdings auch deswegen nicht einfach, weil sie die Klärung des für viele offensichtlich unklaren Begriffs „Olympische Erziehung“ und deren Ziele und Inhalte voraussetzen würde. Diese steht aber noch aus.

Für den Schulsport und die Sportpädagogik in Deutschland war olympische Erziehung bislang kaum ein Thema, weder praktisch noch theoretisch. In den Lehrplänen der Bundesländer kommt sie nicht vor. Den meisten Sportlehrerinnen und Sportlehrern ist sie unbekannt. Manche lehnen sie auch ab, andere verwechseln sie mit der Ausbildung talentierter Schülerinnen und Schüler in den „Eliteschulen“ des Sports; wieder andere parodieren sie, wenn sie bei Schulsport-Wettkämpfen Sackhüpfen als olympische Disziplin ausgeben und als Zeus verkleidete Schuldirektoren den Siegern Eichenkränze aufsetzen lassen. Offensichtlich wissen sie mit der „Olympischen Erziehung“ nicht viel anzufangen.

Dabei schien sich im Zusammenhang mit den Bewerbungen um die Ausrichtung der Olympischen Spiele 2012 in Deutschland eine Wende anzukündigen. Nachdem im Forderungskatalog des NOKs an die Bewerberstädte auch Verbesserungen im Schulsport angemahnt wurden, begannen einige Bundesländer, für deren Ministerien „Olympische Erziehung“ bis dahin ein Fremdwort war, sich um sie zu kümmern. In Nordrhein-Westfalen wurden eigens ein Kongress zur „Olympischen Erziehung“ ausgerichtet und ein spezielles „Weißbuch“ erstellt. Nachdem die Entscheidung für die Stadt Leipzig gefallen war, deren Bewerbung dann bekanntlich mit einer Pleite endete, hat man von solchen Aktivitäten nichts mehr gehört. Der DOSB will mit seiner Satzungsaufgabe „Olympische Erziehung“ dies ändern, teils sicherlich aus Überzeugung, teils aber auch, weil das IOC von seinen nationalen Verbänden die Befolgung der Olympischen Charta verlangt. Die geplanten olympischen Jugendspiele, an denen er sich be-

teiligen wird, sollen ausdrücklich „erzieherisch“ ausgerichtet sein (was immer das bei 14- bis 18-Jährigen bei einer internationalen sportlichen Massenveranstaltung heißt).

Der Sinn des olympischen Sports soll „pädagogisch“ sein – aber was heißt das?

Wer heute über die olympische Erziehung redet, muss immer noch von Coubertin ausgehen. Er hat sie begründet, und bereits 1912 benutzt er die Begriffe „Olympische Erziehung“ und „Olympische Pädagogik“. Dabei spielten für ihn die Olympischen Spiele, die meistens als zentraler Inhalt des Olympismus angesehen werden, zwar eine wichtige Rolle, aber sie sollten doch mehr sein als ein großes internationales Sportereignis, das Athleten aller Länder – Athletinnen hatte er ja noch nicht im Sinn – zusammenführt. In ihnen sollte sich nämlich vor allem die Idee der olympischen Erziehung widerspiegeln, und dies sollten sie weltweit ausstrahlen. In ihrer Verbindung mit Kunst, Literatur, Musik, Wissenschaft, Architektur und eben auch Erziehung sollten sie ein pädagogisch geprägtes universelles Kulturereignis sein mit den Athleten als Botschafter, die dieses pädagogisch ausgerichtete Sportkonzept als Beispiel und Ansporn für die sporttreibenden Menschen und insbesondere die Jugend in die Welt hineintrugen. Für Coubertin galt die olympische Erziehung als zentrales Element der Olympischen Idee, das möglichst weit über die Spiele hinaus wirken sollte.

Nie war es allerdings leicht, diesen selbstgesetzten pädagogischen Auftrag gegen politische, nationale, kommerzielle und später mediale Interessen durchzuhalten, wenn man ihn überhaupt ernst nahm. Coubertin selbst hat daraus die Konsequenzen gezogen und sich enttäuscht aus dem olympischen Geschehen zurückgezogen. Der von ihm formulierte Erziehungsauftrag und -anspruch blieb jedoch bis heute in der olympischen Satzung verankert und wurde in der Pariser Schlussresolution erneut festgeschrieben. Die Nationalen Olympischen Komitees und olympischen Fachverbände sind verpflichtet, sich daran zu halten. Ob sie dies auch tun, ist eine andere Frage.

Vorbild für Coubertin waren bekanntlich die antiken Olympischen Spiele. Allerdings muss man dies einschränken. Zwar passte das meistens geschönte Bild der Spiele im antiken Olympia bestens in seinen Plan, sie in der modernen Welt wiederzubeleben; damit konnte er in jedem Fall auf Zustimmung bei jenem Teil des europäischen Bildungsbürgertum rechnen, der mit der alten griechischen Kultur vertraut war. Aber er wusste auch, dass dies nicht ausreichen würde, sie praktisch und ideell wieder zum Leben zu erwecken. Deshalb verband er die „alte“ Idee mit Folgerungen aus spezifischen Erfahrungen seiner Zeit, also dem ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert mit ihren

kriegerischen Auseinandersetzungen sowie wirtschaftlichen und sozialen Problemen. Was ihre sportpraktischen Inhalte betraf, entschied er sich für den englischen Sports; von ihm glaubte er, dass er besondere charakterbildende Wirkungen habe und dass England ihm überhaupt seine Weltgeltung und auch noch sein debattierfreudiges Parlament verdanke. Er hätte sich natürlich auch für die „Skandinavische Gymnastik“ oder das „Deutsche Turnen“ entscheiden können, die er gut kannte. Aber beide schienen ihm damals zu national und zu wenig agonal ausgerichtet. Das war seiner Ansicht nach beim wettkampf- und leistungsorientierten englischen Sport nicht der Fall, der ihm zudem wegen seiner Internationalität und seines Fairnessgebots imponierte. Genau das passte in sein Konzept der olympischen Erziehung.

Obwohl viele vermutlich wissen, dass die moderne Olympische Idee Coubertin zu verdanken ist, ist ihnen jedoch nicht klar, was sie wirklich beinhaltet. Sie kennen nur den Namen „olympisch“, den er aus dem antiken Olympia entlehnt hat. Deshalb ist daran zu erinnern, was er eigentlich mit Idee und Namen wollte. Er konnte und wollte natürlich diesen alten Namen nicht mit der alten Idee und der athletischen Praxis im alten Olympia verbinden; das wäre auch gar nicht gegangen. Er wollte ihn vielmehr mit einem neuen und modernen Sinn füllen, auch wenn er es als richtig ansah, einige kultische Elemente, die ihm aus den schönen Geschichten über die große Zeit der Griechen vertraut waren, in sie eingefügt hat. Coubertins Antwort auf die Frage, mit welcher Zielsetzung verknüpft man den Sport, der in England entstanden war und der zu seiner Zeit begann, sich in der ganzen Welt auszubreiten, war eine ausdrücklich pädagogische Antwort. Sie lautete: „Charakterbildung“ und „Friedenserziehung“.

Coubertin verstand seine Antwort dabei auch als Reaktion auf die Probleme der modernen Welt, auf ihre ökonomischen und sozialen Entwicklungen und Konflikte, die ihn sein Leben lang bewegten. Kern seiner Antwort war, dass angesichts dieser Probleme der olympische Sport über den englischen Sport hinausgehen müsse – mehr sein müsse als dieser: also weniger auf Nützlichkeit und Vergnügen (oder Wetten) ausgerichtet wie seiner Ansicht nach der englische Sport, dafür mehr olympisch geprägt. Und olympisch war er für ihn dann, wenn er sich nicht nur an den aus dem englischen Sport bereits erwachsenen Grundsätzen und Zielen orientierte, denen er auch schon zu seiner Zeit einen Teil seiner weltweiten Dynamik verdankte, also denen der Leistungssteigerung, der Chancengleichheit, der Fairness und der Internationalität, sondern diese noch verstärkte und sie darüber hinaus mit anderen pädagogischen Grundsätzen verband. Der Sport, der aus England kam, erhielt einen schönen neuen Namen, vor allem aber ein deutlich klareres und breiteres pädagogisches Profil. Nach Coubertins Auffassung ist der Olympismus entweder pädagogisch oder er ist gar nichts, und wenn er nicht pädagogisch ist, so dachte er, dann falle auch der

olympische Sport zurück auf das Niveau der Gladiatoren-Wettkämpfe in den Zirkus-Arenen Roms.

Mit Hilfe dieses in neuen (olympischen) Werten begründeten Sinn- und Selbstverständnisses wollte Coubertin aber nicht nur den Sport reformieren, sondern er wollte diesen reformierten Sport auch zur Reform des gesamten (französischen) Erziehungs- und Unterrichtswesens nutzen und dessen Reform wiederum als Instrument für die ethische Reform von Wirtschaft und Politik, denen er die seines Erachtens notwendige Reformfähigkeit zur Veränderung der Gesellschaft nicht zutraute. Am liebsten wäre er als friedensbewegter Reformpädagoge, wie Hartmut Becker schrieb, in die Geschichte eingegangen, und nicht als Sportpädagoge; das war ihm jedoch nicht vergönnt.

Coubertin hatte sich damit ein großes und kühnes und über den Sport hinausreichendes, geradezu visionäres Ziel gesetzt. Die sportlich-praktischen Grundlagen dafür lieferte ihm der englische Sport. Aber weil dieser ihm zu sehr auf Nützlichkeit und Gewinnen ausgerichtet zu sein schien, ließ er sich vom antiken Olympia inspirieren und orientierte sich dorthin zurück, wo er nicht nur den attraktiven Namen „olympisch“ fand, sondern wo er in der Verbindung von Athletik, Tempelarchitektur, Rezitation, Flötenspiel, Philosophie und Götterhuldigung – in diesem Fall Göttervater Zeus auf dem dem Stadion benachbarten Kronshügel – und in der künstlerischen Darstellung schöner männlicher Körper und Leistungen in Versen und Steinen – auch hier Frauen nicht dabei – die wenigstens zeitweilige Wiederherstellung der verloren gegangenen Einheit von Körper und Geist realisiert glaubte. Dieser neue Sport erhielt den alten Namen „olympisch“; aber dieser alte Name stand für ein neues Erziehungs-Programm, mit dem der moderne olympische Sport auf die moderne Welt eingestimmt und diese zerstrittene und unfriedliche Welt möglichst verbessert werden sollte.

Fünf Grundprinzipien der olympischen Erziehung

Fünf Grundprinzipien sollten nach Auffassung Coubertins den olympischem Sport und die olympische Erziehung bestimmen; nicht alle fünf sind – pädagogisch betrachtet – besonders originell oder neu; zumindest die beiden ersten gehören zum traditionellen Bestand allgemeinen pädagogischen Denkens bereits im 19. Jahrhundert:

Erstens geht es um das Prinzip der Leib-Seele-Einheit und um eine ganzheitliche Erziehung des Menschen. Die olympische Erziehung zielt auf „Harmonie“ des Menschen, nicht auf die einseitige Ausbildung des Körpers, sagt Coubertin. „Muskeltraining reicht nicht zur Menschenbildung“, lautet ein markanter Satz von ihm.

Zweitens geht es um das Ziel der Selbstvollendung, „Selbstgestaltung“ würde man heute sagen. Sportliche Aktivitäten sollen das „Streben nach menschlicher Vollendung“ beinhalten. Coubertin redet ausdrücklich von Streben nach Vollendung, nicht davon, dass diese im Sport oder mit Sport auch erreicht wird. Bemühen um sportliches Können soll ein Medium der Arbeit an sich selbst sein, ein Weg zu einem sozusagen besseren Selbst, wie Willi Daume später erklärte.

Drittens geht es um das Ideal des Amateurismus. Dieses Ideal, das in England schlaffen Geistesarbeitern dazu diente, sich bei sportlichen Wettkämpfen vor der Konkurrenz von muskelstarken Handwerkern zu schützen, versteht sich bei Coubertin als eine Art Selbstdisziplin. Diese soll dem Sport einen „adligen und ritterlichen Charakter“ vermitteln, schrieb er. Ziel des Amateurismus ist es einmal, den „Athleten von Olympia“ davor zu bewahren, in einen „Zirkusgladiator“ verwandelt zu werden; zum anderen geht es um den Schutz des Sports insgesamt vor dem Geist der ihn gefährdenden „Gewinnsucht“. Allerdings ahnte Coubertin bereits, wie schwer die Einhaltung dieses Amateurgebots einmal sein würde. Dessen Sinn für ihn war aber nicht, Sportler arm und mittellos zu halten; er wollte vor allem erreichen, dass materielles Gewinninteresse weder für sie selbst noch für den Sport insgesamt und schon gar nicht für den olympischen Sport zum beherrschenden Motiv würden. Auf dem Olympischen Kongress 1980 in Baden-Baden wurde der Amateurparagraph getilgt, seitdem können auch professionelle Sportler an den Spielen teilnehmen. Aber mit dieser Entscheidung konnten dann auch massive wirtschaftliche Interessen Eingang in den olympischen Sport finden, bei denen es aber weniger um den Sport geht als um das Geschäft mit ihm.

Der vierte Grundsatz bezieht sich auf die Bindung des Sports an ethische Regeln und Grundsätze: Es handelt sich dabei vor allem um Fairness oder – in Coubertins Sprache – um „Ritterlichkeit“. Dabei geht es zunächst darum, mit Hilfe von Regeln geordnetes Sporttreiben überhaupt erst möglich zu machen, indem ungestüme jugendliche Kräfte im Wettkampf kontrolliert werden und eine solche Kontrolle auch gelernt wird; nur so können Wettkämpfe überhaupt stattfinden und arten nicht gleich in Schlägereien aus. Coubertin nennt die olympische Pädagogik deshalb eine „Schule“ der „praktischen Ritterlichkeit“. Hinter diesem Ziel steht auch seine Überzeugung, dass man moralisches Verhalten nicht durch Belehrungen erlernt, sondern in Situationen, die zu ihrer Bewältigung faires und respektvolles Verhalten erforderlich machen und es zugleich auf die Probe stellen. Fairness als stabile Eigenschaft erwirbt man nur, wenn sie in Erlebnissen und Erfahrungen fest verankert wird. Diese Verankerung war nach Coubertins Auffassung im Grunde nur im leistungs- und wettkampforientierten Sport möglich, also dort, wo es um etwas geht, das alle Beteiligten anstreben, das aber nur einer (oder eine) oder eine Mannschaft erreichen kann. Auf manche

Bereiche des heutigen Sports trifft ein solches leistungs- und wettkampfsportbezogenes Kriterium allerdings nicht zu, weil in ihnen andere Ziele verfolgt werden, zum Beispiel im Gesundheitssport, im Eventsport oder im „Spaßsport“.

Beim fünften Grundsatz geht es um die Friedensidee des Sports, um seine Internationalität, und zwar Internationalität nicht als Organisationsprinzip von Verbänden, sondern als Verhaltens- und Sinnmuster. Dieser für Coubertin zentrale und auf Internationalität ausgerichtete Friedensgedanke, mit dem er sich in Übereinstimmung mit den Friedensbewegungen seiner Zeit befand und dessen Verbindung mit dem Sport das wirklich Neue war, war für ihn wohl das wichtigste Prinzip. Es steht nach seiner Auffassung nicht im Gegensatz zum sportlichen Leistungs- und Wettkampfprinzip. Es ist eher umgekehrt: Das Leistungs- und Wettkampfprinzip steht im Dienst dieser Friedensidee. Es soll modellhaft zeigen, wie Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion im sportlichen Wettstreit miteinander umgehen, nämlich – wenn sie den Regeln folgen – fair, „ritterlich“ und gerecht, wie sie sich in ihrem Anderssein gegenseitig respektieren, obwohl sie eigene sportliche Interessen, nämlich gewinnen zu wollen, verfolgen. Coubertin war dabei aber nicht weltfremd: Damit die Menschen sich achten können, müssen sie sich zuerst kennenlernen, schreibt er. Mit seinen friedenspädagogischen Bemühungen hätte sich Coubertin gerne in die Friedensbewegungen seiner Zeit eingereiht. Aber bei diesen nahm man ihn nicht besonders ernst. Offensichtlich traute man damals, als Olympische Spiele eher noch Provinzsportfesten glichen, dem Sport eine friedenspädagogische Bedeutung nicht zu.

Dieser Wertekanon von Fairness, Respekt, Regeleinhaltung, „Arbeit“ an sich selbst, Friedlichkeit und Internationalität sollte eine Art „Leitlinie“ für „olympisches“ Verhalten sein, jedoch nicht nur für die einzelnen sporttreibenden Menschen, sondern auch für die Sportorganisationen und ihre Funktionäre. Zwar war dieses Tugendkonzept für Coubertin zunächst auf den Sport beschränkt, speziell auf den wettkampforientierten Leistungssport, aber als Pädagoge war ihm das zu wenig. Er hoffte sehr darauf, dass es als Beispiel in andere Lebensbereiche hinein wirken würde. Er war sogar davon überzeugt, dass der authentisch-olympische Sport mit seinen Regeln ein nachvollziehbares und verständliches universelles Verhaltenskonzept anbietet, das zeigt, wie man trotz religiöser, politischer, rassischer und ethnischer Unterschiede miteinander umgehen kann, nämlich fair, mit Respekt und den geschriebenen und ungeschriebenen sportlichen Regeln folgend. Gerade die Olympischen Spiele mit ihrem internationalen Charakter und ihrer weltweiten Resonanz schienen ihm für die Ausstrahlung dieser Botschaft besonders geeignet zu sein.

Genau betrachtet ist der olympische Sport, wie Coubertin sich ihn vorstellte, aber eben nicht irgendein Sport; es ist der leistungs-, könnens- und wettkampforientierte, der faire und international ausgerichtete Sport, von dem die Rede sein

muss. Zwar sah er auch den Sport in der Schule und die gesundheitliche Körperertüchtigung, die er als Hygienesport bezeichnete, als wichtig an. Aber die Ziele, die diese verfolgen, sind in seinen Augen dann doch andere als die des olympischen Sports, der an Leistung, Wettkampf und Internationalität orientiert ist und der diese über faires Handeln in sportlichen Bewährungssituationen in die Erziehung junger Menschen umsetzen soll.

Letztlich dienten die olympischen Grundsätze Coubertin dazu, seine Idee des modernen Sports pädagogisch zu profilieren. Mit diesem neuen Profil versehen unterschied er sich deutlich vom antiken Vorbild. Ritterlichkeit und Fairness kannten die olympischen Athleten im klassischen Griechenland nicht, Internationalität war ihnen völlig fremd; dass Dabeisein alles ist, hätten sie nicht verstanden, nur Siegen konnte sie selig machen. Sieger in Olympia zu sein, war das höchste Glück, da war man den Göttern nahe; Verlierer dagegen waren Versager, wurden verspottet und verhöhnt, trauten sich nicht mehr nach Hause. Aber selbst die olympischen Sieger mussten fürchten, dass sie, wenn sie sich den Göttern zu sehr näherten, deren Neidgefühle erregten. Heute ist das nicht mehr ganz so schlimm.

Kann der olympische Sport erzieherisch wirken? Möglichkeiten und Grenzen

Es lässt sich natürlich nicht übersehen, dass die gegenwärtige Realität des olympischen Sports den Grundsätzen, die ihn bestimmen sollen, nur zum Teil oder gar nicht entspricht. Dass es Widersprüche zwischen Realität und Idealität gibt, wusste auch schon Coubertin. Bereits 1894 schrieb er über die Athletik: „Je nach dem Nutzen, den man aus ihr ziehen, und der Richtung, in die man sie einpendeln wird“, wird sie gut oder schädlich sein; sie kann „die edelsten wie die niedrigsten Leidenschaften ins Spiel bringen; sie kann Uneigennützigkeit und Ehrgefühl genauso entwickeln wie Geldgier; sie kann ritterlich oder verderbt, männlich oder roh sein. Schließlich kann man sie genauso gut verwenden, den Frieden zu festigen wie Krieg vorzubereiten“. Immer schon diente – und dient auch heute – die Berufung auf olympische Grundsätze eben auch der Bemäntelung von Fehlentwicklungen oder der Durchsetzung von handfesten Interessen, erweist sich damit als Ausdruck von Doppelmoral. Kritiker haben dem olympischen Sport deshalb auch seine pädagogische Bedeutung abgesprochen. Sie zeigen auf seine Fehler, seine politischen Verstrickungen, seine Vereinnahmung durch Medien und Wirtschaft, auf Unfairness, Gewalt und Dopingbetrug, erinnern an Boykotte und Gegenboykotte, an Korruption und Bestechung, verweisen darauf, dass die Behauptung, er fördere den Frieden ebenso eine Täuschung

sei wie die Annahme, am Ende ihres sportlichen Weges stünden lauter erzieherisch geläuterte Sportlerinnen und Sportler.

Es stellt sich deshalb die Frage, ob der olympische Sport in einer Weise erzieherisch ist oder sein kann, wie es sich Coubertin wünschte und wie es auch heute wünschenswert wäre. Welchem „Ethos“ sollte er folgen, und was kann seinen in der Olympischen Charta formulierten pädagogischen Anspruch und Auftrag begründen? Darf alles in ihm gemacht werden, was möglich wäre: der Körper geschädigt, die Leistung manipuliert, das Geschäft über die Fairness gestellt, das Kind von früh auf trainiert? Eine Antwort darauf heißt, dass nicht jede Form des olympisch genannten Sports auch schon als pädagogisch positiv anzusehen ist – der Name allein macht es nicht. Erzieherisch positiv wirkt er erst dadurch, dass man sich dauerhaft in bestimmten sportspezifischen sozialen Kontexten an olympische Regeln und Grundsätze hält, und das heißt konkret, wenn der Sport zum Mittel für die Erreichung bestimmter Haltungen und Einstellungen gemacht wird, die „olympisch“, also nicht allein über sportliche Leistungen definiert werden. Leistung und Können sind auch pädagogisch wichtig, aber olympisch gesehen nicht alles.

Ob und wie die pädagogischen Möglichkeiten des olympischen Sports realisiert werden, hängt allerdings von verschiedenen Voraussetzungen ab. Eine wichtige und keineswegs neue ist die Erfahrung, von der auch Coubertin schon ausging, dass theoretische Unterweisungen über moralische Grundsätze kaum ausreichen, positive Wirkungen auf Verhalten und Einstellungen auszuüben; es ist vielmehr erforderlich, dass sie ihre erlebnis- und erfahrungsmäßige Verankerung in Handlungen finden, dass sie in Situationen erprobt werden und sich in sozialen Zusammenhängen, also in Mannschaften und Gruppen, bei Wettkämpfen und im Training bewähren. Dafür gibt es im Sport viele Anlässe und Gelegenheiten.

Unter einer konsequent olympisch orientierten Zielsetzung genügt es dabei aber nicht, auf beliebige Art und Weise Sport zu treiben. Es ist vielmehr notwendig, dies könnens-, leistungs- und wettkampforientiert zu tun, also einen Sport zu betreiben, in dem es um etwas geht, was einem wichtig ist, dies aber ausdrücklich mit sportmoralischen Ansprüchen zu verbinden. Olympisch zielt dabei auf eine Form von Ganzheitlichkeit, die Streben nach sportlichem Können, Klarheit der Gedanken und Fairness im Handeln vereint, wie wir bei Willi Daume lesen können. Da dies im Prinzip für alle Leistungsstufen und Altersgruppen gilt, kann auch das Bemühen um bescheidenes Können olympischen Grundsätzen entsprechen, auch wenn es deswegen nicht gleich olympisch genannt werden muss. Das gilt auch für den Sport in der Schule. Die sportliche Höchstleistung bei den Spielen ist zwar eine ihrer eindruckvollsten Ausdrucks-

formen; aber auch sie erhält erst dann besonderen Wert, wenn sie diesem ganzheitlichen Prinzip folgt.

Das für die olympische Sporterziehung wesentliche leistungs- und wett-kampforientierte Prinzip soll dabei aber für mehr stehen als nur für Sieg oder Erfolg, nämlich für eine bestimmte Form der Selbstgestaltung über sportliche Leistungen, die Vorbereitung auf sie und ihre Bewährung in fair geführten Wettkämpfen. Ohne Leistungsansprüche und ohne Beachtung des Fairnessgebots wäre die olympische Sporterziehung ohne besondere pädagogische Bedeutung, weil sie keine Anforderungen stellen und keine Bewältigungssituationen anbieten würde. Dabei soll sie auf Langfristigkeit ausgerichtet sein, ein Können und eine Haltung zum Ziel haben, die im Grunde nicht in einem Anlauf zu erreichen sind. Man muss für sie üben und trainieren und dazu eine entsprechende Einstellung entwickeln. Damit muss man möglichst früh beginnen, ob im Verein oder in der Schule ist gar nicht einmal entscheidend, am besten in beiden.

So gesehen stellt der olympische Sport auch eine Alternative zu dem heute häufig propagierten Spätsport dar, der sich letztendlich im immer neuen Späßerleben erschöpft. Natürlich ist die olympische Erziehung keine Erziehung, in der Freude, Spaß und Fröhlichkeit verpönt sind – sie sei zu „puritanisch“, hat man ihr gelegentlich vorgehalten. Freude und Spaß sollen jedoch verbunden sein mit dem Ziel der Entwicklung der eigenen Leistungen und dem Bemühen um faires Verhalten, dies in und möglichst auch außerhalb von Spiel, Training und Wettkampf. Das geht meistens nicht ohne ernsthaftes Üben und langfristiges Bemühen. Olympisch kann aber jedes Streben nach Verbesserung des eigenen Könnens sein, auf welcher Ebene und wo immer es im Rahmen sportlicher Gemeinschaftsbildung erfolgt, also nicht nur das der sportlichen Elite. Coubertin war ausdrücklich der Meinung, dass es keinen Sinn macht, eine Einschränkung der olympischen Erziehung auf den Hochleistungssport vorzunehmen. Dies wäre nur insofern richtig, als eine stärkere Bindung an Aufgaben und Ziele mit dem damit verbundenen höheren Engagement nicht nur ein Mehr an Bindung voraussetzt, sondern diese auch erzeugen kann. Aber da solche stärkeren Bindungen auf allen Leistungsebenen möglich sind, kann jede sportliche Aktivität Anstöße für die persönliche Weiterentwicklung liefern, auch im Schulsport.

Die olympische Erziehung ist allerdings nicht schon die „ganze“ Erziehung; zu dieser gehört mehr. Sie ist auch nicht gleichzusetzen mit einer humanistisch oder christlich ausgerichteten Erziehung; diese müssen verständlicherweise breiter sein und tiefer ansetzen. Olympische Erziehung stellt – zunächst auf den Sport bezogen – die vergleichsweise konkrete Beschreibung einer bestimmten Form der Sporterziehung dar. Was sie dabei von anderen Formen der Sporterziehung unterscheidet, ist ihre klare, an Leistung, Wettkampf, Fairness, gegenseitigem Respekt, Friedlichkeit und Internationalität ausgerichtete Sinnorientierung.

Ob sie die ganze Erziehung beeinflusst, ist dabei keineswegs sicher, gleichwohl wünschenswert. In jedem Fall liefert sie einige wichtige Sinnmuster für das Leben in einer komplizierten Welt, auch wenn wir nicht wissen, ob die, die gelernt haben, ihnen im Sport zu folgen, dies auch in anderen Lebensbereichen tun. Sie ist aber in jedem Fall eine Erweiterung der Sporterziehung, in glücklichen Fällen deren Vertiefung und von besonderer persönlichkeitsbildender Kraft, und sie ist in einer Zeit, in der der Sinn des Sports immer unklarer wird, auch ein Beitrag zur Sinnbestimmung des Sports insgesamt.

Eine „Weltverbesserungspädagogik“ ist die olympische Erziehung allerdings nicht, dies kann sie gar nicht sein. Man muss sich vielmehr immer wieder klarmachen, dass man mit dem olympischen Sport und selbst einer gelingenden olympischen Erziehung die Probleme unserer Gesellschaft nicht lösen kann. Andererseits darf man aber auch die unbedachte Aussage, eigentlich Ausrede, nicht akzeptieren, der Sport könne nicht besser sein als die Gesellschaft, zu der er gehöre. Genau das aber möchte (und sollte) er doch mit seinen olympischen Werten sein, indem er in Bezug auf regelkonformes Leisten, faires Wettkämpfen, saubere Konkurrenz, gegenseitigem Respekt und praktizierter Internationalität ein besseres Bild bieten will als jenes, das uns heute im sozialen, politischen und wirtschaftlichen Leben häufig begegnet.

Ideen sind aber keine Selbstläufer, auch die Olympische Idee mit ihrem Erziehungsanspruch nicht. Von alleine breitet sie sich nicht aus. Sie bedarf vielmehr der Pflege, man muss sich für sie einsetzen, sie überzeugend vertreten; man muss sie auch verteidigen, ihren Missbrauch und Verstöße gegen sie ahnden. Dabei sind – neben den Olympischen Spielen, die mit ihrer weltweiten Ausstrahlung in unserer Medienwelt für die Verbreitung der olympischen Botschaft eine besondere Bedeutung haben – viele kleine und oft mühsame Schritte erforderlich, wenn man die Jugend in und außerhalb der Schulen und die vielen sportaktiven Menschen in der ganzen Welt mit den olympischen Tugenden erreichen will. Meistens sind es dabei auch gar nicht die großen Worte und Appelle, sondern es sind die kleinen Gesten der Gratulation, des Tröstens, des Umarmens, Handlungen also, die von den Sportregeln nicht vorgeschrieben sind, die aber etwas von der größeren olympischen Botschaft vermitteln, indem sie das Besondere der Olympischen Idee sichtbar machen.

Was die Olympischen Spiele betrifft, so wird natürlich nie genau festzustellen sein, wie weit, wie wirksam und wie nachhaltig sie die Botschaft, die mit ihnen verbunden ist, auch wirklich weltweit vermitteln; manches ist Gewissheit, manches nur Hoffnung, manches Überschätzung und Überforderung. Andererseits gibt es aber keine Großveranstaltung in unserer Welt, in der so viel an sympathischer Internationalität und unbefangener Gemeinsamkeit, die kulturelle, politische und nationale Unterschiede übergreift, unmittelbar erlebt und

praktisch erfahren werden können und von der das Bild fairen und friedlichen Wettbewerbs so sichtbar vermittelt wird. Man wüsste nicht, was an die Stelle der Spiele treten könnte. Das Bemühen um die Realisierung der Ziele eines pädagogisch ausgerichteten Olympismus muss gleichwohl über die Zeit der Spiele hinaus gehen. Dafür müssen sich alle einsetzen, die dem olympisch verstandenen Sport und seinen Zielen verbunden sind, indem sie deutlich machen, was olympische Erziehung heißt und was es bedeutet, im Sport in Schule und Verein und möglichst über diese hinaus in olympischem Sinne zu handeln.

Bei alledem spielen auch die Strukturen, die im Sport wirksam sind, eine Rolle. Aber diese Strukturen erzeugen die olympischen Sinnmuster nicht, wohl aber erleichtern oder erschweren sie ihre Befolgung, machen diese manchmal aber auch unmöglich oder legen es sogar nahe, gegen die Regeln des olympischen Sports zu verstoßen, wie die Fälle von Unfairness, Dopingbetrug und Leistungsmanipulation zeigen. Diese gilt es zu unterbinden, die es auch gilt, ungezügelter Vermarktung, unkontrollierter Kommerzialisierung und der politischen oder medialen Indienahme des Sports zu verhindern. Weil auch Strukturen „erziehen“, nicht nur Botschaften und Personen, lässt sich die olympische Erziehungsidee letztendlich nur in einem Sport wirkungsvoll umsetzen, der auch seine Strukturen der Olympischen Idee entsprechend geordnet hat.

Was den Sport in der Schule konkret betrifft, kann er sicherlich nicht im Ganzen, also in allen Schulformen und auf allen Altersstufen sowie unterrichtlich und außerunterrichtlich in gleicher Weise „olympisch“ geprägt sein. Er hat auch Ziele zu verfolgen, die man vernünftigerweise nicht als olympisch bezeichnen sollte, und es würde auch die Eindeutigkeit der Zielsetzungen des Schulsports in jenen Bereichen verwässern, in denen man wirklich lernen kann, nach olympischen Grundsätzen zu handeln und in denen es Gelegenheiten gibt, sie praktisch zu erproben, also Fairness, gegenseitigen Respekt, „Arbeit“ am eigenen Können, Selbstdisziplin und in einer heute zumeist bunt gemischten Schule sogar „Internationalität“ zu üben und zu praktizieren. Es dient der Klarheit und Verbindlichkeit, wenn man den Begriff der olympischen Erziehung auf diese Bereiche beschränkt; aber der Name allein macht es auch nicht – es sind die Ziele und die Inhalte und die Art, wie sie vermittelt werden, die entscheidend sind.

Manche bezeichnen heute die Olympische Idee mit ihrem erzieherischen Anspruch gerne als altmodisch, unmodern und überholt. Das ist sie nicht. Der olympische Sport benötigt sie als Orientierung und als Maßstab, an dem er sich selbst misst und an dem er sich auch von einer kritischen Öffentlichkeit messen lässt. Und auch der Schule schadet es nicht, wenn es in ihr Möglichkeiten gibt, in denen man lernen und erfahren kann, was es heißt, in „olympischem“ Sinne zu handeln.

Literaturverzeichnis

- Bausinger, H. (1992). Moderner Sport für die ganze Welt? *Olympisches Feuer* 41, 9-12.
- Becker, H. (1992). Olympische Bewegung. In P. Röthig et al. (Hrsg.). *Sportwissenschaftliches Lexikon* (S. 345). Schorndorf: Hofmann.
- Brundage, A.; Coubertin, P. de; Curtius, E. & Diem, C. (1971). *Die Olympischen Spiele. Mit einem Vorwort von Rudolf Hagelstange*. Stuttgart: Philipp Reclam.
- Coubertin, P. de (1966). *Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze*. Hrsg. vom Carl-Diem-Institut. Schorndorf: Hofmann.
- Coubertin, P. de. (1988). *Die gegenseitige Achtung. Le Respect Mutuel*. Hrsg. vom Carl-Diem-Institut. Sankt Augustin: Academia.
- Coubertin, P. de. (1959). *Olympische Erinnerungen*. Frankfurt: Limpert.
- Coubertin, P. de. (1986). *Textes choisis. Tome I-III*. Zürich: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung.
- Daume, W. (1973). *Deutscher Sport 1952-1972*. München.
- Diem, C. (1964). 776 v. Chr. *Olympiaden. 1964. Eine Geschichte des Sports. Mit einem Nachwort von Rudolf Hagelstange*. Stuttgart: Cotta Verlag.
- Diem, C. (1967). *Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze*. Hg. vom Carl-Diem-Institut. Schorndorf: Hofmann.
- Diem, C. (1971). *Ewiges Olympia*. Wuppertal/Ratingen/Kastellaun.
- Digel, H. (2004). *Nachdenken über Olympia (bes. Beiträge von H. Bausinger, W. Daume, H. Digel, E. Herms, M. Krüger, J. Moltmann)*. Tübingen: Attempto.
- Gebauer, G. (Hrsg.). (1996). *Olympische Spiele – die andere Utopie der Moderne. Olympia zwischen Kult und Droge*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Grupe, O. (Hrsg.). (1997). *Olympischer Sport. Rückblick und Perspektiven*. Schorndorf: Hofmann.
- Guttman, A. (1992). *The Olympics. A History of the Modern Games*. Urbana/Chicago: University of Illinois Press.
- Höfer, A. (1994). *Der Olympische Frieden. Anspruch und Wirklichkeit einer Idee*. Sankt Augustin: Academia.
- Hojer, E. (Hrsg.). (1972). *Pierre de Coubertin. Schule, Sport, Erziehung. Gedanken zum öffentlichen Erziehungswesen*. Schorndorf: Hofmann.
- IOC. (Hrsg.). (1994). *Congrès Olympique du Centenaire Congres de l'Unité: Document Final. Paris, le Septembre 1994*. Lausanne.
- Krüger, M. (1993). *Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports. Teil 3*. Schorndorf: Hofmann.
- Krüger, M. (Hrsg.). (2001). *Olympische Spiele. Bilanz und Perspektiven im 21. Jahrhundert*. Münster: LIT.
- Lenk, H. (1972). *Werte, Ziele, Wirklichkeit der modernen Olympischen Spiele*. Schorndorf: Hofmann.
- Malter, R. (1969). *Der ‚Olympismus‘ Pierre de Coubertin's*. Köln: Barz & Beienburg.
- McAloon, J.J. (1981). *This Great Symbol. Pierre de Coubertin and the Origins of the Modern Olympic Games*. Chicago.
- Nationales Olympisches Komitee für Deutschland. (Hrsg.) (2002). *Olympische Charta 2001 Regelwerk für die Schiedsgerichtbarkeit in Sportsachen*. Frankfurt/Main.

- Nationales Olympisches Komitee für Deutschland. (Hrsg.). (2004). *Olympische Erziehung – eine Herausforderung an Sportpädagogik und Schulsport*. Sankt Augustin: Academia.
- Sinn, U. (1996). *Olympia. Kult, Sport und Fest in der Antike*. München: C. H. Beck.
- Weiler, I. (1974). *Der Agon im Mythos. Zur Einstellung der Griechen im Wettkampf*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Weiler, I. (1988). *Der Sport bei den Völkern der alten Welt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wirkus, B. (1989). Markt oder Tempel? Philosophie und Ideologie der Olympischen Bewegung. In H. Ueberhorst (Hrsg.). *Geschichte der Leibesübungen, Bd. 6*. Berlin: Bartels und Wernitz.

„The winner takes it all“ Sport zwischen wertorientiertem Leistungsstreben und Siegen um jeden Preis¹

Der Abba-Song „The winner takes it all“ – ein Hit der 1980er Jahre – hatte gar nichts mit dem Sport zu tun, sondern es geht um Liebe und Eifersucht, wie in allen Schlagern, und darum, dass es in der Liebe keine halben Sachen gibt, nur Sieger, die alles absahnen, und Verlierer, die am Ende ohne alles dastehen: „The winner takes it all, the loser has to fall, it’s simple and it’s plain, why should I complain“.

Weil das Prinzip so einfach und klar ist, passt es natürlich auch auf den Sport: Entweder man gewinnt oder man verliert – schon ein Unentschieden ist eine langweilige Ausnahme, ein fader Kompromiss, der nicht zum systemischen Code des Sports passe, wie unsere sportsoziologischen Kollegen sagen; und der laute eben Sieg oder Niederlage, und dazwischen gebe es nichts.

Passend zu diesem Abba-Zitat werden deshalb auch immer wieder eine Reihe von markigen Sprüchen von amerikanischen Football- und Baseballtrainern zitiert, die dieses unerbittliche Ethos des Sports, speziell des Leistungs- und Hochleistungssports auf den Punkt zu bringen scheinen: Der Zweite sei der erste Verlierer im Sport heißt einer – „You don’t win silver, you lost gold“; ein anderer, dass nette Jungs im Sport leider das Problem hätten, immer Letzte zu werden: „nice guys finish last“. In diesem zuletzt genannten Bonmot wird noch ein anderes, beliebtes Vorurteil kolportiert: dass die Gewinner immer die moralisch und menschlich Schlechten und die Verlierer immer die Guten seien, vermutlich, auch das lässt sich daraus interpretieren, weil die Sieger härter, brutaler, auch unfairer sein müssten, eben weil sie Sieger sind und den Sieg wollen: Siegertypen, Leistungsträger, Erfolgsmenschen und Alphatiere auf der einen und Weicheier auf der anderen Seite. Ist das so, oder spricht aus dieser Vermutung lediglich der Hochmut (vanitas, wie die „Alten“ und die Kirchen sagten) der Er-

1 Dieser Text geht auf einen Vortrag im Rahmen der Tagung „Kirche und Sport“ in NRW am 27. November 2009 in Mülheim zurück. Auszüge wurden in der Zeitschrift *Olympisches Feuer* (2010, S. 8-13) unter der Überschrift „Siegen oder Verlieren. Die Leistungskultur des Sports zwischen olympischem und jesuanischem Menschbild“ veröffentlicht. Der Text wurde für diesen Band aktualisiert und erweitert.

folgreichen und der Neid der Verlierer? Empirisch gibt es weder sichere Belege für das eine noch für das andere.

Dieses Siegen-Wollen um jeden Preis sei die „Poesie des Sports“, meinte einst Pierre de Coubertin, der Begründer der modernen Olympischen Spiele (zit. nach: Müller, 1983, S. 65). Der Sport gehe „zum Exzess“. Es sei eine Utopie zu versuchen, diesem „Kampfsport“ eine „Leitlinie verbindlicher Mäßigung aufzuerlegen“, sagte er in seiner Rundfunkansprache 1935 vor Beginn der Spiele von Berlin 1936. Aber dies allein mache den olympischen Sport nicht aus, fügte er hinzu, sondern er müsse „mit Ritterlichkeit (chevalerie) verbunden sein“ (Coubertin, 1967/1935, S. 49).

Nach dem tragischen Selbsttod von Nationaltorhüter Enke 2009 – und bei näherem Hinsehen gibt es bekanntlich viele Enkes, nicht nur im Spitzensport – ist jedoch vielen klar geworden, dass einfaches Schwarz-Weiß-Malen wohl nicht der Wahrheit entspricht. Siegen und Siegen-müssen kann auch unmenschlich sein, kann einen Menschen, selbst wenn er stark ist oder stark sein will, unter Umständen zerstören.

Diese krasse Siegermentalität, nach der die Welt in „winner“ und „loser“ eingeteilt wird, erfreute sich vor der großen Wirtschaftskrise, in der Phase der neoliberalen Erneuerung von Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, allgemeiner Beliebtheit: Siegen, Geld verdienen, Erfolg waren angesagt, und die „loser“ bekamen und bekommen Hartz IV. Die eigentliche Botschaft von Hartz IV lautet dabei nicht etwa, dass Bedürftige als Ausdruck christlicher Nächstenliebe ein für eine einfache Lebensführung mehr oder weniger ausreichendes Almosen bekommen, sondern dass sie eben als „loser“ abgestempelt sind, deren Arbeitskraft nicht gebraucht und auch nicht gewünscht ist. Nach allen soziologischen Untersuchungen über Arbeitslose und Hartz IV-Empfänger ist für diese Menschengruppen das Hauptproblem nicht etwa (nur) das wenige Geld, das ihnen zur Verfügung steht, sondern das allmählich zur Gewissheit werdende Gefühl, nicht gebraucht zu werden. Dieses Gefühl, dass die Arbeit, die man tun bzw. die Leistungen, die man erbringen kann, nicht geschätzt und gewünscht werden, führt zu einer Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls und am Ende zum Verlust der Selbstachtung.

Inzwischen hat sich wieder mal (zumindest teilweise) eine Bibel-Weisheit (Matthäus 19, 30) bewahrheitet, nämlich die, dass die Ersten auch die Letzten sein können, während der andere Teilsatz aus *Matthäus* 19, 30, dass die Letzten die Ersten sein werden, noch einer Bestätigung harret. Im Übrigen hat jedoch die christliche, speziell lutherische und reformatorische Botschaft eine in der Tat erlösende Nachricht für die Schwachen, Verlierer und Erfolglosen in unserer Gesellschaft zu bieten. Sie lautet, dass am Ende, vor dem Richterstuhl des Herrn,

nicht irdische Leistungen und Erfolge zählen, schon gar nicht Geld und Gut, sondern allein die Gnade Gottes – „sola gratia“.

Die christlichen Kirchen spielen zu Recht in dieser Diskussion um Siegen und Verlieren in Sport und Gesellschaft stets eine mäßigende, mahnende Rolle, die üblicherweise in Krisenzeiten eher wahrgenommen wird als in Boom-Zeiten. Die Sieg- und Erfolgreichen mögen sich im Angesicht ihres Triumphs selten auf das berühmte Zitat besinnen, das schon im alten Rom den Imperatoren bei ihren Triumphzügen vorangetragen wurde: *memento mori!* – Bedenke, dass Du sterblich bist! Diese Mahnung zur Demut war und ist nicht nur gegenüber den mächtigen Weltenlenkern angebracht, sie passt auch auf die Sportheroen unserer Tage. Aber gerade im Sport zeigt sich wie in kaum einem anderen Lebensbereich die geringe Halbwertszeit bzw. Vergänglichkeit menschlichen Strebens bzw. menschlicher Leistungen und Erfolge.

Der ehemalige Präses der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Wolfgang Huber hat in dem Zusammenhang in einem Beitrag für das Buch „Zwischen Kirchturm und Arena“, in dem ein spezifisch protestantischer Blick auf den Sport gerichtet wird, eine für unser Thema aufschlussreiche Differenz hergestellt: Er unterscheidet zwischen einem „jesuanischen“ und einem „olympischen“ Menschenbild. Das olympische Menschenbild ist das des jungen, strahlenden, siegreichen Athleten, das wir aus den Stadien und Sportarenen aus aller Welt kennen und das auch Pierre de Coubertin vorschwebte, als er seine olympisch-athletische Religion – *religio athletae* – zu begründen versuchte. Der kraftvolle junge Sportler verkörpert demnach die Hoffnungen einer ganzen Generation, letztlich der Menschheit auf eine bessere Zukunft. Seine Leistungen und Erfolge sind Ausdruck des Fortschritts, des Strebens nach Mehr – *citius, altius, fortius* – und im Sinne Coubertins auch nach mehr Frieden in der Welt; eines Friedens, der nicht auf Schwäche beruht, sondern auf Kraft und Stärke. Das jesuanische Menschenbild steht nach Huber dagegen für das des leidenden, vergänglichen Menschen, der sein Kreuz tragen muss und am Kreuz stirbt. In ihm wird das „*memento mori*“ der Antike personifiziert. Nach christlicher Lehre sind jedoch Leiden und Sterben Christi am Kreuz die Voraussetzungen für Erlösung und neues Leben: *per aspera ad astra* – durch Mühsal und Leiden zu den Sternen. Huber zieht daraus den Schluss, dass ein olympisches Menschenbild nur dann den Ansprüchen an Humanität und Menschenwürde gerecht werden könne, wenn Leistungssport eingedenk dieses jesuanischen Konzepts betrieben werde, in Demut vor der Flüchtigkeit des Sieges und der Vergänglichkeit des Seins.

Zwischen olympischem und jesuanischem Menschenbild besteht jedoch kein wirklicher Gegensatz, das ist meine These, die ich im Folgenden erläutern möchte, sondern es sind zwei Ausprägungen einer und derselben Anthropologie

des Menschen, wobei die eine auf das Handeln und Leisten im Hier und Jetzt bezogen ist und die andere, wie es sich für eine Religion gehört, auf die Erlösung und das Leben nach dem Tod verweist.

Allein die Erscheinung von Jesus Christus erinnert an einen olympischen Athleten, wie er seinen Zeitgenossen und Jüngern vor Augen gestanden haben mag: ein junger, kraftvoller und äußerst erfolgreicher junger Mann, der von Triumph zu Triumph, von Agon zu Agon zieht und deshalb auch Neid und Eifersucht auf sich zieht. Erst am Ende besiegen ihn seine Neider und Gegner; ein Sieg, der sich für sie jedoch als Phyrhussieg erweist, weil sie mit diesem Sieg am Ende alles verlieren. Die biblische Geschichte ist eine Erfolgsgeschichte Jesu Christi, der sogar oder gerade in der Niederlage triumphiert.

Das berühmte Zitat des Apostels Paulus aus dem *1. Korintherbrief* (9, 24-27) kommt deshalb nicht von ungefähr: „Ihr wisst doch, dass an einem Wettlauf viele Läufer teilnehmen; aber nur einer bekommt den Preis. Darum lauft so, dass ihr den Preis gewinnt. Jeder, der an einem Wettlauf teilnehmen will, nimmt harte Einschränkungen auf sich. Er tut es für einen Siegeskranz, der verwelkt. Aber auf uns wartet ein Siegeskranz, der niemals verwelkt. Darum laufe ich wie einer, der ein Ziel hat. Darum kämpfe ich wie einer, der nicht in die Luft schlägt. Ich treffe mit meinen Schlägen den eigenen Körper, so dass ich ihn ganz in die Gewalt bekomme. Ich möchte nicht andere zum Wettkampf auffordern und selbst als untauglich ausscheiden.“

In diesem Bibel-Zitat wird der historische Kontext der antiken Agonistik lebendig: Zur Zeit Jesu war jedem Bewohner des Mittelmeerraums klar, was ein Wettlauf ist und dass man beim Wettlauf siegen möchte, um reich belohnt zu werden. Jesus Christus und alle, die ihm folgen, besonders seine „Jünger“, werden als „Athleten des Evangeliums“ gesehen, wie Uta Poplutz ihre motivgeschichtliche Studie zur Wettkampfmetaphorik bei Paulus betitelte. Die frühchristlichen Mönche in Griechenland nannten sich „Athleten Christi“, weil sie dem Herrn in seiner asketischen Lebensführung, die der von Hochleistungsathleten entsprach, nacheifern wollten. Ein Christ darf nicht abseits stehen, er soll sich am Leben beteiligen, am Wettlauf teilnehmen, er soll sich anstrengen, üben und trainieren (das bedeutet der griechische Begriff *askesis*), um den ersten Preis zu gewinnen, auch wenn er weiß, dass nur einer, der Sieger, den Preis bekommen kann. Aber deshalb sind Mühe und Anstrengung nicht vergeblich, sondern Voraussetzungen dafür, dass ein Christenmensch den Siegeskranz erringen kann, „der niemals verwelkt“. Wer Jesus Christus vor Augen hat, der kämpft nicht vergebens, lässt sich mit Poplutz (und Huber) diese Bibelstelle interpretieren, auch wenn er verliert, sondern er wird das ewige Leben gewinnen.

Über diese Wettkampfmotaphorik im engeren Sinn hinaus lassen sich aus 1. *Korinther* 9, 24-27 zwei weitere wesentliche Aspekte eines christlichen Verständnisses von Sport und Körperkultur erkennen:

Erstens haben körperliche Anstrengungen und Mühen den Zweck, den Körper beherrschen zu lernen. Ziel muss es sein, seinen Körper „ganz in die Gewalt“ zu bekommen. In einer anderen Übersetzung von Vers 27 heißt es: „... ich verbläue meinen Leib und führe ihn in die Sklaverei, damit ich nicht etwa anderen verkündigt habe und selbst unbewährt bleibe“ (Poplutz 2004, S. 246). Mit anderen Worten: Askese, Übung, Training, Körperbeherrschung und Kontrolle sind ein christliches Gebot, das nicht nur von anderen gefordert, sondern von Christen vorgelebt werden muss.

Das ist der zweite Aspekt, der mir für ein christlich-paulinisches Verständnis von Sport und Körperkultur wesentlich erscheint: Christenmenschen sollten im Hinblick auf die Beherrschung und Pflege des Körpers Vorbild sein. Also nicht Wasser predigen und Wein trinken, sondern selbst vorbildlich mit seinem Körper umgehen, ihn üben und trainieren. Olympische Erziehung ist in diesem Sinn identisch mit christlicher Körpererziehung. Auch hier geht es darum, Vorbild zu sein, sich im Training anzustrengen, nicht selten durch ein Tal der Tränen zu gehen, um am Ende erfolgreich sein zu können.

Allerdings sollte in diesem Zusammenhang hinzugefügt werden, dass dieses Gebot, seinen Körper zu beherrschen, in der Kirchengeschichte weniger als Aufruf zum körperlichen Training verstanden wurde, durch Leibesübungen, Spiel und Sport körperlich fit und leistungsfähig zu werden, sondern Körperbeherrschung wurde in erster Linie in sexueller Hinsicht als Beherrschung der Fleischeshlust verstanden. Beides, körperliches Training und kontrollierter Umgang mit Sexualität, muss sich nicht ausschließen. Ausreichend Sport und körperliche Anstrengung lenken von sexuellen Begierden ab, dachten viele christlich motivierte Turn- und Sportlehrerinnen, und umgekehrt nahm man lange Zeit an, dass sportliche Leistungen nur durch sexuelle Enthaltsamkeit möglich seien.

Zurück zu Paulus: Nach seiner Darstellung im Korintherbrief ist also Jesus Christus der „ideale Athlet des Evangeliums“. Wie ein olympischer Athlet führt er nicht nur ein asketisches Leben voller Mühe, Anstrengung und kämpferischem Einsatz, sondern er ist mit und durch seine Lebensführung auch Vorbild für alle Christen.

Es liegt nahe, an dieser Stelle wiederum den modernen, selbsternannten Religionsstifter Pierre de Coubertin zu zitieren, der dieselbe Vorbildfunktion den modernen, sportlichen Top-Athleten auferlegte: „Damit hundert ihren Körper bilden, ist es nötig, daß fünfzig Sport treiben, und damit fünfzig Sport treiben, ist es nötig, daß zwanzig sich spezialisieren; damit sich aber zwanzig spezia-

lisieren, ist es nötig, daß fünf zu überragenden Spitzenleistungen fähig sind.“ (Coubertin, 1935, S. 151).

Der Zweck sportlich-olympischer Leistungen besteht also nicht darin, Verlierer zu demütigen, sondern sie zu ebenso besonderen Leistungen zu motivieren, indem ihr Ehrgeiz angestachelt wird. „Die Ehrliebe“, argumentierte schon ein anderer Urahn der Sportpädagogik, Johann Christoph Friedrich GutsMuths, dessen 250. Geburtstag 2009 gefeiert wurde, „ist eine der stärksten Triebfedern, den Geist und Körper des Knaben und Jünglings in Action zu setzen“ (GutsMuths, 1793, S. 508). Deshalb sah GutsMuths in seinen ebenfalls asketischen gymnastischen Übungen und Spielen besonders solche wettbewerblichen Formen vor, die die Leistungen der Zöglinge beförderten. „Durch sie werden wir ihn (den Zögling, MK) also leicht zu dem leiten, was ihm natürlicher ist, nämlich zur Anstrengung seines Körpers.“ (S. 509). Körperliche Anstrengungen und Leistungen, auch körperliche Wettkämpfe, sind nach GutsMuths etwas, das für Kinder und Jugendliche „natürlich“ ist und lediglich durch die zur Bequemlichkeit erziehende moderne Kultur und Lebensweise verdrängt wird – eine Einsicht, die er mit seinem Vorbild Jean Jacques Rousseau teilte und die bis heute trotz mancher Anfechtungen zum klassischen Gedankengut der Sportpädagogik gehört.

Gymnastisches und sportlich-olympisches auf der einen sowie christliches Wettkampf- und Leistungsverständnis auf der anderen Seite waren bereits in der Antike, in der Hochzeit der antiken Agonistik und in der Entstehungszeit des Christentums, keine Gegensätze, und sie sind es bis heute nicht.² Die christliche Religion setzte vielmehr einen Prozess der Relativierung und Zivilisierung des Siegens im Kampf bzw. Wettkampf fort, der bereits mit dem Beginn der antiken Agonistik im heroischen Zeitalter zu beobachten ist. Friedrich Nietzsche beschrieb dies in seiner Schrift über „Homer’s Wettkampf“, die im Zusammenhang seiner Arbeiten zur „Geburt der Tragödie“ um 1872 entstand, und in der er, angeregt durch die Forschungen seines Kollegen Jakob Burkhardt zum agonalen Geist des Griechentums, die Bedeutung des agonalen, athletischen Wettkampfs für die Entwicklung menschlicher Kultur und Zivilisation betonte. Wenn man auf die von Homer erzählte Welt der Griechen schaue und etwa an die „Ekel erregende Karikatur des Achilleus“ denke, so Nietzsche, der in der Schlacht um

2 Anders sieht es dagegen ab dem Zeitpunkt aus, als sich das Christentum als monotheistische Religion durchsetzte und in der Folge am Ende des 4. Jahrhunderts alle heidnischen Kulte, darunter auch die Olympien, verboten wurden. Die viel zitierte „Leibfeindlichkeit“ des Christentums ist dagegen eine pejorative Deutung des christlichen Körperethos, nach dem der Körper als Tempel Gottes und der Seele zu pflegen sei. „Leibfeindlichkeit“ war und ist in diesem Kontext auch eher als Sexualfeindlichkeit gemeint. Körper und Körperlichkeit sind so gesehen Metaphern für Sexualität. Die Übereinstimmung christlicher und sportlich-olympischer Werte betont auch Huber (2007).

Troja den Leichnam des besiegten Hector durch öffentliches Herumschleifen schändete, dann „sehen wir hier in die Abgründe des Hasses“, kommentierte Nietzsche. Bis heute, in Zeiten moderner Kriegsführung sind uns solche barbarischen Exzesse nicht unbekannt. Die Inhumanität ist Teil der „*conditio humana*“, um ein Wort von Helmuth Plessner aufzugreifen. In der Agonistik, als dann geregelte athletische (und andere) Wettkämpfe veranstaltet wurden, die berühmtesten in Olympia, gelang es schließlich, diese barbarischen Motive in Kultur zu transformieren, wie es Sigmund Freud in ganz anderem Zusammenhang über das Unbehagen in der Kultur ausführte. „Nehmen wir dagegen den Wettkampf aus dem griechischen Leben hinweg“, argumentierte Nietzsche, „sehen wir sofort in jenen vorhomerischen Abgrund einer grauenhaften Wildheit des Hasses und der Vernichtungslust.“ (Nietzsche, 1872/1994, S. 295). Für Nietzsche war der geregelte Wettkampf eine Bedingung für kulturellen Fortschritt und letztlich die Blüte der griechischen Kultur, weil erst durch ihn Ehrgeiz und Fortschritt möglich würden; während er am christlichen Ethos kritisierte, dass es zur Einschränkung oder Hemmung dieses Agonalitätsprinzips geführt habe.

Seitdem, kann man sagen, lässt sich die gesamte Sportgeschichte unter diesem Motiv betrachten, das menschliche Streben nach Leistung, nach dem Bessersein-Wollen-als-der-Andere, wie es bei Homer heißt – in zivilisierte, geregelte, verträgliche Formen zu überführen, wie dies auch der Menschenwissenschaftler Norbert Elias getan hat. Olympischer Eid, sportliche Regeln, Priester und Schiedsrichter, die in der Antike bei Verstößen gegen die Regeln sogar die Peitsche als Strafe einsetzen durften, zählen ebenso dazu wie in unseren Tagen die umfangreichen Regelwerke der Sportverbände, aber auch Videobeweise und Dopingkontrollen sowie auch und vor allem eine elaborierte Ethik des Sports, wie sie in der Theorie der Leibeserziehung, der olympischen Erziehung und der Sportpädagogik formuliert wurde. Fair Play ist vielleicht der deutlichste Ausdruck dieser spezifischen Ethik des Sports, in der sportliche und christliche Moral zusammengeführt wurden. „*Muscular christianity*“ war ein zentraler Begriff der englischen Sporterziehung, wie sie in den *public schools* begründet und zum Vorbild einer olympischen Erziehung im und durch Sport geworden ist. Ziel war es, „*christian gentlemen*“ zu erziehen, wie Thomas Arnold, der berühmte Headmaster der Schule von Rugby, und nach ihm Pierre de Coubertin nicht müde wurden zu predigen: junge Männer, an Mädchen und Frauen dachten sie nicht, die leidenschaftlich um den Sieg kämpften, zu großen athletischen Leistungen imstande waren, keine Herausforderung und keinen Wettkampf scheuten, nicht einmal gegen Leute aus dem gemeinen Volk, und trotzdem oder gerade deshalb fair miteinander umgingen, den Gegner als Partner schätzten, und keine Diskriminierung aus religiösen oder ethnischen Gründen akzeptierten. Nur die sportliche Leistung entscheidet über Sieg oder Niederlage, und eben nicht die Zuge-